Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 13

Artikel: Und morgen?

Autor: Guillbeaux, Henri

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635024

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

weil die Tiere wohl deforativ wirken sollen, aber gerade den eigentlichen Rindersinn, den epischen, nicht zu befriedigen



I Bermans, Bern. Kinderservice.

vermögen. Es sei gar nicht davon geredet, daß die Technik mir nicht echt, sondern aus der Stiderei übertragen icheint.

Auch die Tiere von Hans Huggler befriedigen noch nicht restlos. Er stellt Ställe aus, die Rühe in allen möglichen Stellungen bringen, mit rudwärtsgerichteten Röpfen, frefsend usw. Solche Stellungen nehmen aber wiederum die Arbeit des Kindes vorweg; auf die Dauer werden sie lang= weilig. Man wird in der Ausstellung, die sich zurzeit in unserem Gewerbemuseum befindet, auch Ententeiche finden mit Enten, die tauchen. Diese Wirkung erreichte man, inbem man den Enten den Ropf abschnitt und sie dann auf dem Halsstumpf stehend auf einen Spiegel stellte. Das Rind wird bald einmal herausfinden, daß mit dieser Ente gar nichts weiter anzufangen ist, daß sie ein trauriger Leichnam ist, während die andern, die noch alle Glieder haben, alle möglichen Stellungen in sich bergen, weil die Phantasie des Kindes hier erst noch den Rohstoff beleben fann. Will unsere so hoffnungsvoll aufspriegende Spielwarenindustrie zu gutem Rufe gelangen und den auch behaupten, als den einer woll zu werdenden handwerklichen Kunft, bann wird sie gut tun, nicht für das faule, phantasielose, sondern für das lebendige, stets neu schaffende Rind zu arbeiten.

Und morgen?*)

Don henri builbeaux.

Zwanzig Monate Krieg, zwanzig Monate täglicher Meheleien, zwanzig Monate unendlicher Trauer, unfäglicher Leiden, zwanzig Monate der Schande.

Aufgehett die einen gegen die andern, toten sich die Bölfer gegenseitig. Warum nur?

Die Säuser liegen in Ruinen, die Schütengraben erden Leichnamen. Freundliche Wäldchen und lachende Wiesen sind zu unendlichen und grauenerregenden Friedhöfen geworden. Die großartigen Fortschritte der Technik ermöglichen methodische und massenhafte Megeleien. In den Laboratorien aller friegführenden Länder suchen Gelehrte, Chemiker, Physiker, Ingenieure, Erfinder aller Art irgend eine neue Mordmaschine, irgend ein unglaub= liches Mordgas. Spezialisten widmen sich dem Studium der Chirurgie und der Antisepsis - aber auch hier nur, um von neuem zu töten; man will den Berwundeten alle die Lebenskraft zurückgeben, die ihnen eine Rugel, ein Granatsplitter weggeschlagen hat. Man erzeugt Tuch, Rleider, Unterfleider, Unterhosen, Semden, Flanelltucher und Sportwämser: aber es geschieht für die Soldaten, für den Rrieg, für die traurige Zerstörung.

Sier und dort errichtet man einige Berwundetenschulen. Man strengt den Geist aufs äußerste an, um dem Solbaten das amputierte Glied durch ein gleichwertiges fünstliches zu ersetzen. So kann der Arbeiter wahrscheinlich seinen Beruf weiter verseben. Aber die Mehrzahl derjenigen, die auf solche Weise wieder hergestellt wurden, stedt man in die Rriegsfabriken. Gisen, Stahl und Feuer — Geschütze auf Geschütze - Munition, immer nur Munition und nichts als das

Reine Rede mehr von elektrischen Zentralen, von neuen und froben Volkshäusern, von glänzenden und bellen Gälen, von fühnen und fraftvollen Bauwerken und von friedvollen Rrankenhäusern, die Berbrochene und Sieche beherbergen. Reine edle Zerstreuung mehr. Nein -Ranonenschlünde drohen überall, Gewehre sind auf Schutschilde gerichtet, auf lange und dide Maulwurfshügel, hinter denen sich arme Teufel verbergen, die von Schutzmasken gang eingehüllt sind. Ranonen, Mörser, Minenwerfer, Sandgranaten, Bomben, Schrapnells und Granaten. Alle diese Rräfte, alle diese Willen, alle diese Mittel, alle diese Menichen sind von den Waffen gang in Unspruch genommen. Bis jum bittern Ende.

Mit unglaublicher Robbeit werden die Frauen ihrer Satten, die Mädchen ihrer Liebsten beraubt — ihrer Bater, ihrer Sohne und ihrer Brüder. Sie wissen nichts von ihnen, und viele unter ihnen leben, ohne auch nur einen Rappen zum Leben zu besitzen. In den vom Feinde besetzten Ge= bieten bleiben Männer und Frauen lange Monate hindurch ohne Runde von den Ihren, ohne Beschäftigung und ohne Hilfsmittel. Aus Mangel an Mild und der nötigsten Sorge sterben Tausende von Rindern. Aber wen fümmert das! Man muß durchhalten, bis zum Ende, erklären, betonen, behaupten, wiederholen Staatsmänner, Diplomaten, Schriftsteller und Kriegslieferanten.

Die großen interkulturellen Bestrebungen sind unterbunden, die internationalen Beziehungen abgebrochen. Die Gesethe, die schon zu Friedenszeiten die Freiheit so kummer= lich schützten, sind aufgehoben; sie wurden durch die Militärs diktatur und die Zensur ersetzt. Es ist untersagt, nachzusinnen, zu denken, in Wallung zu geraten. Berboten, seine Gedanken andern mitzuteilen, sie Anteil nehmen zu lassen an seinen Gedanken und seinen Gefühlen. Es ist ein entsetlicher Sprung nach rudwärts - aber es tut nichts. Durchhalten,

bis zum Ende!

Was aber morgen?

Die, welche den Krieg verschuldet haben, fürchten dies Morgen oder denken nicht daran. Davon rührt vielleicht auch die entsetliche Berlängerung des Massakers her, die Wissenschaftlichkeit und die Methode, die darin liegen, die selbst den Heldenmut und den Ruhm unterdrücken; jene Schlächtereien, die sich mechanisch und bureaukratisch vollziehen, und die mehr unter der technischen Leitung von Ingenieuren als von Generalen stehen.

Was aber morgen?

Dieser Rrieg dauert nicht ewig. Eines Tages muß man an das Ende denken. Im schlimmsten aller Fälle muß ein= mal die Zeit kommen, wo die Menschen so gut wie die finanziellen und technischen Silfsmittel mangeln werden. Es wird ein Tag anbrechen, wo der Friede machtvoll kommen wird. Hervorragende Geister haben es ausge=

^{*)} In Genf erscheint seit turzem, von Henri Guilbeaux herausge-*) In Genf erscheint seit kurzem, von Henri Guilbeaux herausgegeben, eine kleine, aber tapfere, und sagen wir es gleich, ungemein wichtige und notwendige Zeitschrift, die sich kurz: "Demain": "Worgen" nennt. Sie sammelt die Friedensstimmen, die sich endlich von Seite der Entente vernehmen sassen, oder die sich, wie Henri Guilbeaux und Romain Roland, nie zum Schweigen bringen ließen. Das erste Heft Sieden Arbeiten von Henri Guilbeaux, Romain Koland, August Forel, Tosstoi, Sthel Sidywick u. a. Die Zeitschrift, der wir den Aussage entnehmen, sei der Ausmerksamkeit unserer Leser bestens empsohlen.

iprochen: während einer langen Friedenszeit hat man den Krieg vorbereitet; während der jezigen, im Verhältnis zum Frieden so furzen Kriegszeit ist es unabwendbar notwendig, schon jezt den Frieden vorzubereiten, den dauernden Frieden zu organisieren. Bon nun an muß der Friede organisiert sein, technisch durchgebildet und ehrlich, und er darf nicht mehr auf geheimen Abkommen beruhen, auf zweiselhaften Uebereinkommen, auf provozierenden, unnatürlichen Alliansen, auf dem Gleichgewicht der Kräfte.

Die Friedensspezialisten müssen endlich einmal auf die findliche Propaganda der letzten Jahre verzichten, sie müssen seit entschlossen sein, eine wirksame, eingreifende, grundstätliche Sandlung durchzuführen. Die ganze Welt muß sich endlich um den Frieden interessieren, sie muß ihn wollen und ihren Teil zu seiner Serbeiführung und zu seiner Besestigung beitragen. Wir alle, wir wollen eben so einen Liebhaber-Weltsrieden, schreibt der Engländer G. H. Wells. Aber es kommt heute nicht auf unsere persönlichen Wünsche an. Die Welt ist gesättigt vom Wunsche nach Frieden, aber dieser Wille hat nichts, um das er sich herumskristallisseren könnte.

Es gibt niemanden in der ganzen Welt, der verantwortlich ware, die Schwierigkeiten ju verstehen und ju überwinden. Es gibt wahrhaftig mehr Menschen und mehr Intelligenzen, die sich der Herstellung von Zigaretten und Haarnadeln widmen als der Herbeiführung eines dauer= haften Weltfriedens. Es gibt einige halbvergessene Sekretäre, die aus den Löhnen einiger philantropischer Ameri= kaner leben — und das ist sozusagen alles. Fast alle Welt will den Frieden; fast alle Welt ware gludlich, von dieser Stunde an das weiße Friedensbanner mit der Taube im Felde zu entfalten — wenn nur der Feind von dieser Tat feinen unedlen Gebrauch machen wollte. Aber niemand denkt daran, die notwendigsten Vorkehren zu treffen, niemand, der der Welt das sagt, was sie wissen muß, so sagt, wie man es etwa über die Borzüge eines guten Automobils tut. Wir muffen uns ja alle mit uns felbst beschäftigen. Aber man erhält nichts, indem man es einfach wünscht, man erhält es, indem man danach strebt und indem man alles auf die Seite räumt, was im Wege steht.

Man darf sich nicht nur um den Frieden bekümmern, der diesen Krieg zu Ende führen soll, man muß jetzt schon nach dem trefflichsten Wittel suchen, das jene furchtbare Geißel, die sich die Wenschen selbst geschaffen haben, zersbrechen kann. Wan hat schon verschiedene Wittel vorgeschlagen: Aushebung der Geheimdiplomatie — gegenseitige und progressive Einschränkung der Rüstungen, verbunden mit der Nationalisierung der Kriegsindustrien — keine Anenexionen ohne Einwilligung der betroffenen Bölker — Schaffung einer internationalen, oder besser übernationalen Zentralstelle.

All das muffen wir alle studieren.

Der gegenwärtige Krieg bedeutet den Zusammenbruch des bewaffneten Friedens und des "Balance of power"; er bedeutet zu gleicher Zeit den Zusammenbruch des bisher geübten Bazifismus. Will man zum Frieden, müssen die pädagogischen Probleme miterörtert werden; man muß endslich einsehen, wie die Erziehung des Kindes neben Weisheit und wahrer Wissenschaft so viel Unsinn und Unvernunft bringt.

Man darf dabei selbstverständlich den Komplex sozialer und ökonomischer Fragen, mit denen der Friede innig verknüpft ist, nicht vergessen. Nach der Zerstörung wollen wieder aufbauen. Nicht wieder aufbauen. Fort mit den alten Trümmern. Sie bergen doch immer Keime und tötliche Mikroben. Eine neue und kräftige Struktur — mit neuen und mannhaften Menschen.

In dieser ewig fließenden und internationalen Zeit kann man eine oder viele Nationen nicht einkreisen. Die, welche heute die heftigsten und kategorischsten Erklärungen unterschreiben, mussen die ersten sein zur Wiederaufnahme der Beziehungen. Wir, die wir Menschen geblieben sind, wir mussen die fruchtbaren offenen und geistvollen Beziehungen zwischen den Bölkern vorbereiten, die man mit Schützengräben und Stacheldraht getrennt hat. Darum haben wir aus unserer Sprache jeglichen Hat zu verbannen, den eine vergiftete Presse und gewisse strupellose Schriftsteller propagieren.

"Brüder von Frankreich, ihr Brüder von England und ihr Brüder von Deutschland, wir hassen uns nicht. Ich kenne euch. Ich kenne euch gut. Unsere Bölker verlangen nichts als den Frieden und die Freiheit."

Wie wahr ist dieser pathetische Ausruf Romain Rolslands, jenes großen Befreiers der Gewissen, dieses unversgleichlichen Trösters aller Betrübten, dieses wahrhaftigen Menschen.

hans Amstein.

====

Don fjermann fjesse.

Schon gut, junge Leute, quälet mich nicht. Ich will euch also etwas aus meinen Studentenjahren erzählen, das von der schönen Salome und meinem lieben Hans Amstein. Nur müsset ihr stillhalten und dürfet nicht glauben, es handle sich um so eine sidele Studentenliebelei. Zu lachen ist nichts dabei. Und gebt mir noch ein Glas Wein her! Nein, vom Weißen. Fenster zumachen? Nein, Verehrtester, laß es nur donnern, es paßt mir in die Geschichte. Wettersleuchten, Donner und schwile Nacht, das ist die Stimmung. Ihr modernen Herren sollet sehen, daß wir seinerzeit auch unser Stück erlebt haben, die und dünn, wie es kam, und nicht zu wenig. Habet auch zu trinken?

Ich bin schon früh ohne Eltern gewesen und habe fast alle meine Ferien beim Ontel Otto droben verbummelt, in seinem steinigen Schwarzwaldnest, zwischen Obstessen, Räubergeschichten und Forellenangeln, denn in alledem teilte ich als dankbarer Neffe meines Onkels Geschmat vollkommen. Ich kam im Sommer, im Serbst und an Weihnachten, mit schmalem Rangen und leerem Sad, fraß mich da droben feist und rot, verliebte mich jedesmal ein wenig in die treue Cousine und vergaß es auf Schulen wieder, denn es saß nicht so tief. Ich rauchte mit dem Ontel um die Wette seine giftigen Italiener, ging mit ihm angeln, las ihm aus seiner höchst friminellen Bibliothet vor und begleitete ihn womöglich abends zum Bier. Das alles war nicht schlecht und kam mir löblich und männlich vor, wenn auch die blonde Cousine zuweilen bittende oder vorwurfsvolle Augen machte; sie war eben eine sanfte Natur und hatte keinen Sinn fürs Martialische.

In den letzten Sommerferien vor der Studentenzeit war ich wieder beim Onkel, großmäulig, hoffärtig und ins Kraut geschossen, wie Abiturienten sein müssen. Da kam eines Tages ein neuer Oberförster aufgezogen. Es war ein guter, stiller Mensch, "unjung und nicht mehr ganz gesund", der da seinen Altersposten gesunden hatte.

Man sah im Augenblid, er würde wenig von sich reden machen. Er brachte einen schönen Hausrat mit, denn er war reich, ferner wundervolle Hunde, ein langschwänziges, zartes Pferachen samt einem zierlichen Gefährt, beide für die Gegend viel zu leicht, schönes Schiehgewehr und eine neumodische, englische Angelausrüftung, alles sehr nett und sauber und wohlhabend. Das alles wäre ja auch schön und erfreulich gewesen. Aber was außerdem noch mitkam, war eine Adoptivtochter Kamens Salome, die freilich alles andere in Schatten stellte. Weiß Gott, wie das wilde Kind gerade zu dem ernsten, ruhigen Mann gekommen ist! Sie war eine ganz exotische Pflanze von einem entsernten Better irgendwo aus Brasilien oder Feuerland her, schön und sonderbar anzusehen und von absonderlichen Manieren.